

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

9)

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Edith war rasch zu Friß getreten. „Wie kannst du dich auch immer bemerkbar machen, wenn du kein reines Gewissen hast,“ flüsterte sie ihm zu.

Frau Kienholz und Mariechen kamen nun auch, gefolgt von Trine, die sich anschickte, den Tisch zu decken.

„Guten Morgen, meine Damen!“ begrüßte sie Liebhardt ihnen entgegengehend.

„Guten Morgen. Sie . . . Herr Doktor!“ dankte Frau Kienholz verlegen. Mariechen begünstigt sich mit einem stummen Gruß und half Trinen hastig den Tisch decken. Sobald sie konnte, huschte sie wieder hinaus.

Während Liebhardt einige Worte mit Frau Kienholz wechselte, fiel sein Blick plötzlich auf das Bild der renovierten Großtante.

„Was taufend,“ rief er verwundert, „seit wann haben Sie denn die alte Vieberich da hängen? Haben Sie die gekannt?“

„Die . . . die alte . . . die alte Vieberich?“ stotterte Kienholz in peinlichster Ueberraschung. „Das ist doch nicht . . .“

„Das ist die alte Vieberich, die unter dem früheren Besitzer des Gutes immer im Sommer hier gewohnt hat und in ihrem Testament der Gemeinde eine Menge Geld vermacht hat. Ich habe sie auch nicht gekannt, aber der Notar in Grünlinde hat ja ihr Bild in seiner Kanzlei hängen, ganz dasselbe Bild, dort hab' ich's gesehen.“

„Aber das ist ja doch die neue alte Großtante,“ erklärte Friß.

„Ja, jawohl,“ bestätigte Kienholz schüchtern. Ueber Frau Amaliens Gesicht flog etwas wie Spott, aber sie sagte doch mit einem tiefen Seufzer: „Ja, das soll meine liebe Mama sein, aber sie ist sehr schlecht getroffen. Sie war eine Schönheit, nicht wahr, Ferdinand?“

„Eine Schönheit,“ rief dieser begeistert, „gewiß, eine wahre Venus! Ganz wie . . .“

„Ferdinand!“ rief Frau Vetti, zwar nicht laut, aber brohend; Kienholz knidte förmlich ein.

„Nun ja, ja,“ wiederholte er bescheiden, „ganz wie . . . ganz wie die Venus.“

Liebhardt sah zu Edith hinüber und da traf ihn ein bittender Blick.

„Ach ja,“ sagte er gleichgültig, „nun entsinne ich mich; die alte Vieberich auf dem Bild beim Notar hat 'ne gelbe Haut.“

„Ja, natürlich eine gelbe!“ rief Kienholz mit einer für den unbefangenen Beobachter gänzlich unbegründeten Freude; „die alte Vieberich hat ja immer eine gelbe Haube getragen, das heißt, ich . . . man hat mir erzählt, daß sie . . . ja, sie soll ordentlich berühmt gewesen sein durch diese gelbe Haube. Nicht wahr, Vetti, so hat man uns erzählt?“

„Mag wohl sein,“ versetzte die Angeredete kühl, „mein Gedächtnis ist nicht so treu.“

„Ah, da kommt ja Tante Emma!“ Kienholz sprang der Eintretenden mit einer Lebhaftigkeit entgegen, die diese an ihm nicht gewohnt war.

„Gestatte, liebe Emma: Herr Doktor Liebhardt — Frau Emma Nibel, Cousine meiner Frau. Aber jetzt

wollen wir uns zum Frühstück setzen. Wo ist denn Gustav?“

Er sprudelte das alles in einem Atemzug heraus.

„Gustav macht eine Radpartie,“ entgegnete Frau Emma, nachdem sie die Anwesenden begrüßt hatte.

„So, so, nun also! Nun nehmen Sie Platz, Doktorchen!“

Auch Walbemar und Mariechen waren eingetreten und nahmen ihre Plätze ein.

„Friß, du sitzt neben mir!“ gebot der Papa und drückte den ängstlich Zurückweichenden auf den Sessel; dann goß er den Wein in die Gläser.

„Prosit, Kinder!“ rief er aufgeregt. „Auf das Wohl unserer Patientin! Rote Backen soll sie bei uns bekommen und frohe Laune!“ Eifrig stoßen alle an und jedes dachte dabei etwas anderes. Die einen waren froh, ihre Verlegenheit unter dem Gläserklirren verbergen zu können, Frau Amalie kam sich vor wie eine Königin, der man huldigt, Mariechen beklagte im Stillen, daß Gustav nicht da sei, und weichte ihm das Glas, Friß war selig in dem Bewußtsein, daß er zunächst in der großen Gesellschaft vor Brüggeln geschützt sei, und gab sich vergnügt dem ungewohnten Weingenusse hin. Mit übereinstimmenden Gefühlen stießen nur zwei an: Liebhardt und Edith, die einen bedeutsamen Blick wechselten.

„Herr Liebhardt, was ist's denn mit Anidens Gänsen?“ fragte der stets neugierige Friß. „Der Christian hat mir gesagt . . .“

„Aber, Friß, du hast ja keinen Zwiebad,“ unterbrach ihn der Papa, „so ist doch!“ Dabei stopfte er ihm ein Stück Zwiebad in den Mund, was sich der Junge erstaunt, aber gutwillig gefallen ließ.

„Sie kümmern sich auch um Gänse, Herr Doktor?“ fragte Frau Emma.

Jetzt war die Reihe des Verlegenwerdens an Liebhardt.

„Ja, ich . . . ich wollte nämlich . . . eine taufen für . . . für meine Großmutter,“ stammelte er.

„Haben Sie denn eine? Das hab' ich gar nicht gewußt,“ sagte Friß.

„Ja freilich, sie ist aber nicht hier; drum wollt' ich ihr eine schicken.“

„Aber sie sind ja krank,“ erklärte der Knabe.

„Ich?“ fragte Liebhardt.

„Nein, Anidens Gänse. Können Sie ihnen nicht helfen?“

„Der gute Junge,“ sagte Amalie lächelnd. „Er meint, der Herr Doktor könne auch den Gänsen helfen.“

„Muß er doch, wozu ist er denn . . .“

Kienholz, der wie auf Nadeln gesessen war, sprang jetzt auf und ergriff sein Glas.

„Dein Spezielles, liebe Amalie!“ rief er. Amalie hielt ihr Glas entgegen.

„Der Erinnerung an die schönen, unvergeßlichen Jugendtage, lieber Ferdinand!“ sagte sie mit schwärmerischem Blick. „O, daß sie ewig grünen möge.“

Frau Vetti, die auch ihr Glas erhoben hatte, stellte es wieder zurück. „Ach, pardon, da darf man nicht mit anstoßen,“ meinte sie spitz.

„O bitte, bitte, nur immer mit! Ueberhaupt nur

„Guten Morgen und guten Appetit!“ rief Gustav lebhaft.

„Du bist schon wieder zurück?“ fragte Waldemar.

„Ja, ich bin mit meinem Pferde gestürzt, nun ist es momentan unbrauchbar.“

In Liebhardt regte sich sein Verus. „Wo ist es denn verletzt?“ fragte er rasch. Kienholz sprang auf.

„Bardon, ich habe ganz vergessen: Mein Nefse Gustav Kiesel — Herr Doktor Liebhardt,“ sagte er vorstellend.

„Ah, freut mich, habe Ihren Namen übrigens heute schon gelesen,“ sagte Gustav. „Sie haben wohl einen Bruder, der Tierarzt im Städtchen ist?“

„Ja . . . das heißt . . . eigentlich ist er mein Vetter,“ stotterte Liebhardt.

„Aber Sie sind . . .“ begann Fritzchen; da trat Edith plötzlich mit einem Teller voll Erdbeeren zu ihm.

„Fritz, magst du noch Erdbeeren?“ fragte sie zärtlich.

„Bitte, ich will immer,“ entgegnete Fritz erfreut.

„Woher weißt du denn, daß es im Städtchen einen Tierarzt dieses Namens gibt?“ wagte Kienholz zu fragen, da er jetzt seinen Jüngsten vollauf mit den Erdbeeren beschäftigt sah.

„Ja, lieber Onkel,“ erzählte Gustav, „wie ich mit meinem zerbrochenen Rad . . .“

„Ach so, ein Stahlross!“ warf Liebhardt ein.

„Ja, ein Stahlross,“ bestätigte Gustav. „Also wie ich durch das Städtchen gegangen bin, kommt ein Schusterhüb daher — die sind grad' so fed' wie bei uns — und sagt, ich soll mein Pferd doch gleich da zum Tierarzt führen. Und da hab' ich eben den Namen gelesen.“

„Ah so — ja, ja,“ sagte Kienholz erleichtert.

„Aber du, Gustav, der Herr Liebhardt . . .“ begann Fritz wieder.

„Fritz, du hast ja keinen Wein mehr,“ rief der Papa schnell.

„Ich hab' doch Profit trinken müssen,“ verteidigte sich der Anabe.

„Na, so gib her drein Glas, ich will . . .“

„Nein, Papa,“ wehrte Mariechen, „er ist ohnedies betrunken, er ist schon vorlaut.“

„Das ist er auch im nüchternen Zustand,“ meinte Waldemar, „aber er redet schon Unsinn. Setz ihn an die Luft, Papa!“

„Ja, du hast recht,“ sagte Kienholz zustimmend. Geh, Fritz, schnelde ein paar Rosen ab für unsere Edith, weißt du, von den neuen Stöcken.“

„Ach, die weiß ich selber, Onkel,“ fiel Edith ein; „ich hole sie.“

Liebhardt fing einen Blick Ediths auf und fragte lebhaft: „Haben Sie neue Rosenstöcke gekauft? Ach, die möchte ich wohl gerne sehen!“

„Interessieren Sie sich für Rosen?“ fragte Kienholz.

„Niesig!“ versicherte Liebhardt. „Darf ich mitkommen, Fräulein?“

„Gewiß, kommen Sie nur!“

Mit großer Erleichterung sah Kienholz die beiden hinausgehen. Fritz trieb unterdessen mit Eifer seine Fingerringel in die Rippen seiner Schwester, daß diese laut aufschrie.

„Warum sagst du denn, ich bin betrunken?“ flüsterte er wütend mit zusammengepreßten Zähnen. „Der Papa hat mir noch Wein geben wollen.“

„Papa hat nicht auf dich geachtet, er weiß gar nicht, wieviel du getrunken hast.“

„Meinst du, ich bin so zimperlich wie du?“ prahlte

Mariechen errötete bis in den Nacken. „Du, du, du ganz dummer Junge!“ rief sie zornig und pufste ihn. Er pufste zurück, da sah sie ihn Waldemar beim Fragen und beförderte ihn hinaus. An der Tür aber drehte sich Fritz um und reckte die Zunge, so weit er konnte, heraus. Die Mutter sah es und ihr Blick glitt rasch zu Amalien hinüber; richtig, gerade die hatte es auch gesehen und lächelte verlegen. Frau Betti wurde rot vor Aerger und war sich im ersten Augenblick nicht recht klar darüber, wen sie jetzt eigentlich zu prügeln Lust hätte: ihren Sohn oder die unbequeme Beobachterin. In der nächsten Sekunde entschied sie sich für die letztere und da das Prügeln doch wohl nicht anging, so begnügte sie sich mit einem feindseligen Blick. Der aber stachelte wieder die andere auf und sie sagte spottend:

„Der Doktor hat meiner Edith stilles Familienleben verordnet: deine Kinder, liebe Betti . . .“

„Meine Kinder, liebe Amalie,“ fuhr die Angeredete gereizt dazwischen, „sind eben gesunde, natürliche Geschöpfe, keine Puppen, die vor lauter Verzärtelung schwindstüchtig werden.“

„Soll das heißen, daß meine Edith . . .“

„Das soll gar nichts heißen,“ fiel jetzt Kienholz, der mit steigender Angst die beiden Frauen beobachtet hatte, polternd ein, „als daß durchaus eine Entschuldigung für die Ungezogenheit unserer Kinder gefunden werden soll.“

„Das ist ja recht hübsch,“ versetzte Frau Betti. „Du gibst also zu, deine Kinder schlecht erzogen zu haben.“

„Ich gebe alles zu.“

Waldemar verbogte sich. „Danke, Papa,“ sagte er mit gutmütigem Spott in dem Bestreben, die Situation etwas behaglicher zu gestalten.

„Na, dich geht doch das gar nichts an,“ lenkte der Papa rasch ein: „du warst schon als Kind ein Ideal und bist es noch heute.“

„Na, weißt du, Papa . . .“ begann Waldemar.

„Still, still!“ wehrte der Papa ab.

„Nur nicht bescheiden sein,“ mahnte Tante Amalie; „Bescheidenheit ist ein Laster, bescheiden war ich nie.“

„Das glaub' ich aufs Wort,“ warf Mama Kienholz ein.

„Waldemar, du bist auf diese Art ein lasterhafter Mensch,“ meinte Tante Emma, „du solltest in eine Besserungsanstalt kommen.“

„Weißt was, Walbi,“ sagte Gustav, seine Hand auf die Schulter des Veters legend, „um die Ehre der Familie Kienholz zu retten und gleichzeitig der Tante Amalie Genugthuung zu geben, haue wir gemeinschaftlich den Fritzel durch.“

„Nein, um Himmels willen, was fällt euch ein!“ rief Amalie, der es ja doch eigentlich um einen Verdruss keineswegs zu tun war und deren Rachgelfüste gegen die eifersüchtige Hausfrau durch den kleinen Ausfall von vorhin vollständig befriedigt waren. „Ihr versteht doch alle keinen Spaß! Der Junge ist doch ein vergnüglicher Hanswurst, der viel zur Belebung der Gesellschaft beiträgt.“

„Dann schlage ich vor, ein Glas auf sein Wohl zu trinken,“ rief Gustav. „Hoch soll er leben!“

Alle stießen fröhlich an, die gereizte Stimmung war verfliegen. Betti, impulsiv wie sie war, hätte am liebsten Amalie um Verzeihung gebeten; sie bereute das Wort „schwindstüchtig“, das sie gebraucht hatte. Wenn Edith das gehört hätte, die arme, blaße Edith, die sie doch so gern hatte! Wenn sie es doch wieder gutmachen könnte!

Und eben da kam Edith herein und sah gar nicht so blaß und müde aus wie sonst; ihre Wangen waren rösig angehaucht und sie lächelte heiter. Sie trug einen Strauß von Rosen in der Hand, den sie jetzt Kienholz vor die Augen hielt.

„Onkel, hab' ich deine Stöcke zu sehr geplündert?“ fragte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Einem längeren Artikel, den Frau Siegfried-Bäglac in der Halbmonatschrift „Die Gutsfrau“ veröffentlicht, entnehmen wir folgende interessante Abschnitte.

„... Ich hatte mir vorgenommen, mit meinen vier Töchtern im Alter von 1 bis 7 Jahren und mit meinem alten, bald 80 jährigen, halbgelähmten Schwiegervater und dessen Pflegerin hier in Jäglac zu bleiben. Die Töchter wollte ich eigentlich fortschicken, doch gingen nachher keine Züge, zweimal hatten sie schon gepackt, aber schließlich war es mir zu unsicher, sie tagelang allein in der Welt herumirren zu lassen, man wußte ja nicht, wie die Züge nach Berlin weitergingen, wenn man sie wirklich einige Tage reisen bis an die Hauptstrecke mit Fuhrwerk geschickt hätte. Sie waren sehr glücklich, als sie bei mir bleiben durften.

Den Leuten hatte ich freigestellt, ob sie fort wollten oder nicht, es zogen nur der Oberschweizer und der Gärtner mit ihren Familien fort. An einem Abend hatte ich vor jedes Haus einen Leiterwagen fahren lassen, daß, wer fort wollte, seine Sachen ausladen könnte; aber nachdem alle das Elend der Flüchtlinge gesehen hatten, sagten sie: „Nein, wir bleiben!“ Am Sonntag vormittag, als ich sah, daß die Drensfurter fast alle hier durchkamen, holte ich mir von dort die alte Frau Pfarrer Simon, die am 19. Dezember 100 Jahre alt wird. Da es keine Bäder und Fleischer dort mehr gab und die Läden fast alle geschlossen waren, wie sollte die alte Dame dort leben? —

Die ganze Chaussee war eine lange Kette von Flüchtlingen mit Vieh und Pferden. Als ich an diesen Wagen vorbeifahren mußte — es war kaum möglich — da kamen mir unwillkürlich die Tränen in die Augen bei all dem Elend. Zu Hause angekommen, brachte ich erst die alte Frau Pfarrer unter. Ich hatte sie schon auf einem Wagen unterwegs getroffen; sie wollte mit anderen Beamten fliehen, ohne Ziel, nur nach Bommern zu, tage- und wochenlang möglicherweise unterwegs sein. Das war für die alte Dame doch fast unmöglich; so war sie denn sehr glücklich bei dem Gedanken, bei uns bleiben zu können.

Wir packten unser Silber ein, die Töchter vergruben es, auf den Auen liegend, unter unserm Ballon, pflasterten nachher die Stelle wieder wie vorher, gossen mit Gießkanen noch die frischen Spuren fort und es war nichts zu merken. Ich hatte gerade etwa 1000 Mark für das Rote Kreuz von unserem Frauenverein sammeln lassen, dies Geld mit einigen Spartassenbüchern und dergl. tat ich in ein dichtschließendes Einmacheglas. Mitten im Rasen wurde ein Bierdeckel ausgehoben, ein Loch für das Glas gegraben (die Erde vorsichtig in einen Korb gefüllt), das Glas hineingesetzt, Erde und Rasen wieder darauf gelegt, und hätte ich mir nicht mit Schritten die Entfernung genau abgezählt, ich hätte selbst die Stelle nicht wiederfinden können. Sehr gut kamen uns beim Verbergen der Sachen auch unsere Keller zuustatten.

Am Dienstag, den 25., vormittags, kamen Leute aus dem Dorf und erzählten, eben wären zwei Oesterreicher im Dorf und wollten etwas zu essen haben. Wir kam die Sache wunderbar vor, wenn auch immer davon gefaselt wurde, Oesterreicher kamen uns zu Hilfe. Es dauerte nicht lange, da kamen zwei Reiter auf den Hof, ich gehe hinaus, spreche sie an, merke aber gleich, daß es Russen sind. Infanteristen zu Pferde, die kein Wort Deutsch verstanden. Sie ritten gleich weiter, aber dicht am Garten, auf der Landstraße, fallen Schüsse, und wie sich nachher wieder herausstellte, wurden vier junge Leute erschossen. Es waren Flüchtlinge, die auf unserer Wiese schon seit mehreren Tagen Pferde und Vieh weideten. Die Russen hatten sie zuerst ans Pferd gebunden, trotz des Fiebens und Weinens der Mutter, hatten sie einige Hundert Meter mitgeschleppt, und als sie nicht weiter konnten, sie auf unserm Kleefeld erschossen. Der eine lebte noch mehrere Stunden unter furchtbaren Qualen, bis ein anderer Kosak ihm am Nachmittage den Gnadenschuß gab. Am Nachmittage plötzlich ist der ganze Hof voll Kosaken, ein bis zwei Schwadronen sitzen ab.

Was wird nun? Das Herz stand im ersten Augenblick still vor Schreck. Von den Leuten und älteren Männern war niemand zu sehen; die waren auch nachher immer wie fortgeblasen, wenn Russen erschienen. Ich gehe also auf den Hof und frage, ob ein Offizier dabei ist. Da erschienen denn zwei Kosakenoffiziere, darunter ein Haupt-

mann, der für sich gefordert hatte und machte die Bewegung des Handwäschens. Dann erzählte er mir, es kommen noch acht Offiziere, und ich frage, ob ich auf dem Ballon Kaffee für sie decken lassen kann. Das nimmt er an und ich lasse ihn auf ein Fremdenzimmer führen. Als alles in Ordnung befunden war, schickt er einen Boten, und es erschienen die anderen Herren, von einem General und Divisionskommandeur abwärts. Alle säuberten sich oben und kamen dann auf den Ballon, um Kaffee zu trinken. Unsere Männer und jungen Leute, etwa 13 an der Zahl, hatten sich hinten im Park in dichtem Gesträuch unter Hopfen versteckt. Nach etwa einer halben Stunde brachen die Offiziere auf. Der General und einige andere sprachen recht gut deutsch. Sie sagten mehrfach: „Sehr gut, daß Sie hier geblieben, wir sonst nicht die Soldaten können abhalten vom Plündern.“ Wir waren das erste bewohnte Gut, das sie angetroffen hatten.

Beim Fortgehen sagte der General, es würden noch etwa 8000 Russen an dem Tage durchkommen. Ich bat ihn dann, ob er uns nicht einen Schutz angedeihen lassen könnte, und er versprach mir, einige Posten ins Dorf zu stellen, was er auch wirklich tat. Am Hofeingang standen unten drei Posten und zu Anfang und Ende des Dorfes je einer. Vorher waren die 300 bis 400 Kosaken mit Butterbrot und Milch bewirtet worden. Die Kosaken haben eine Knute, unten mit Bleieinlage, für die Menschen; dann haben sie Lederriemen, dreiteilig, am kurzen Stiel, für die Pferde. Am Sattel haben sie meistens noch einen längeren Riemen zum Anschnallen der Armen, die sie mit sich fort-schleppen. Bewaffnet waren die Russen sehr gut.

Scherz und Ernst

ist Die „poetische Influenza“ vor hundert Jahren. Es ist alles schon dagewesen, auch die „Dichtervut“ unserer Tage ist nichts neues. Es ist durchaus nicht das Vorrecht unserer Zeit, eine Hochflut von Gedichten hervorgebracht zu haben. Schon Ernst Moritz Arndt berichtet uns über die „poetische Influenza“ seiner Zeit, und treffend schildert uns der Baseler Philosoph Karl Jöhl in seinem kürzlich bei Diederichs erschienenen Buche „Antibarbarus“, das gerade jetzt in mehr als einer Hinsicht zeitgemäß ist, wie diese poetische Influenza um sich griff und alle — anfiel. Nicht nur zwischen Weimar und Jena trug die klassische Botenfrau Christine Wenzel „poetische und vegetabilische Mitteilungen“ hin und her. Auch im nüchternen Berlin saßen die Dichter zu Haus. Und das Gerikon deutscher Dichter, das 1811 herauskam, hatte sechs Bände. Und die Leute besangen damals schlichthin alles: die ersten Luftschiffe und — das fünfzehnjährige Jubiläum der Schutzpockenimpfung. Die Gymnasialisten schrieben die Vorträge ihrer Lehrer in Anknüpfungen nach, und in Oesterreich und Bayern wurde eine besondere „Poesieklasse“ in den Gymnasien eingeführt. Der 15 jährige Schopenhauer bekennet, er habe in drei Sprachen die besten Dichter studiert, aber noch kein einziges Buch in Prosa gelesen. Der gewiß nüchterne Philosoph Beneke erzählt, er sei in die oberste Gymnasialklasse gekommen, ohne eine Zeile Prosa schreiben zu können; „alles mußte Drama, Epos usw. sein.“ Und ein Wilhelm von Humboldt wanderte nach der Schlacht bei Leipzig mit einem Freunde über das Schlachtfeld und meinte schließlich nachdenklich: „Ja, Reiche vergehen, aber ein guter Vers besteht ewig!“ Ueberhaupt begann mit den Freiheitskämpfen eine fangesfreundige Zeit. Der Hof sang, das Volk sang; die Arndt, Rückert, Schendendorf, Körner, Kleist, Uhland, Eichendorff und wie sie alle hießen, ließen ihre Weisen erklingen; das Volk selber dichtete. Allein die Spottlieder auf Napoleon füllten Bände und das Soldaten-Liederbuch für den Feldzug von 1813 erreichte die gewiß stattliche Auflage von 15 000 Exemplaren. Ja, sogar die nüchternsten Offiziere machten Gedichte. So überreichte im Jahre 1809 ein Offizier eines seiner Gedichte, das zum Kampf auf Leben und Tod auf-

Der Indianerknabe. Von Georg Meyer. (Antel Georg.) (Nachdruck verboten.)

Für die junge Welt

Der Indianerknabe.

Von Georg Meyer. (Antel Georg.)

(Nachdruck verboten.)

Mein Großvater war schon in der Jugend nach Argentinien ausgewandert. Er besaß einen abenteuerlichen Sinn, daher trieb es ihn immer weiter nach Südwesten, und mehrere Jahre bewohnte er mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern ein einsam gelegenes Landgut. Eines Tages — er hat uns die Geschichte oftmals erzählt — hörte er auf der Jagd im Walde ein klägliches Wimmern. Wie kommt ein Mensch in diese öde Gegend? dachte er verwundert, aber er ging mitteilend und furchtlos der Stimme nach und fand unter einer mächtigen Eiche einen schwer verletzten Indianerknaben. Der Junge, der ungefähr zwölf Jahre alt sein mochte, war auf den Baum geklettert, hatte das Gleichgewicht verloren und war von beträchtlicher Höhe herabgestürzt.

Mein Großvater fragte nicht erst, wie der Knabe hierher gekommen und wer er sei, er schleppte ihn auf seinem Rücken nach Hause, und bereitete ihm ein weiches Lager. Im Verein mit meiner Großmutter pflegte er den Verletzten, verband seine Wunden, kühlte sie durch Umschläge und brachte es dahin, daß der Knabe nach und nach wieder gesund wurde. Nun erst fragte er den Jungen nach seiner Herkunft und dem Zweck, wie er in diese Gegend gekommen, er erhielt jedoch nur ausweichende Antworten und konnte aus allem nur schließen, daß irgendwo in der Nähe hausender Indianertrupp es wahrscheinlich auf seine eigene Besingung abgesehen hatte und der Knabe als Späher die Gelegenheit zum Ueberfall habe erkunden sollen. Auf dem Rückwege zum Lager seines Stammes hatte er seine Waffen, die er im Gezweig der Eiche versteckt hatte, holen wollen und war dabei abgestürzt. Die ganze Nacht hatte er unter heftigen Schmerzen unter dem Baume ächzend und stöhnend zugebracht.

Wer und woher er sei, wollte er nicht sagen, er stellte sich, als verstünde er die Fragen meines Großvaters nicht, der ja auch nur wenige Worte seiner Sprache kannte. Und eines Morgens, als die Familie aufstand, war er verschwunden, ohne ein einziges Wort des Dankes zu hinterlassen. Mein Großvater vermutete aber, daß er zu einem Indianerdorfe gehöre, das etwa vier Stunden von seinem Gut entfernt jenseits des Flusses lag und dessen Bewohner, verstreute Tehuelchen, sich bis dahin nicht feindlich gegen die wenigen Weißen der Gegend gezeigt hatten. Auch in der Folge hörten und sahen die Ansiedler nichts von den roten Nachbarn; sie waren von da an aber auf ihrer Hut und äußerten sich oft mit Entrüstung über die Undankbarkeit ihres Pfleglings.

Zwei Jahre waren vergangen, und ein bitterkalter stürmischer Winter hereingebrochen. Die benachbarten Indianerstämme litten große Not, was lag da näher, als daß sie sich auf dem Kriegspfad begaben, über die Ansiedlungen der Weißen herfielen, sie plünderten und niederbrannten und die Bewohner ermordeten. Mein Großvater hatte bereits von einigen Ueberfällen in der Nachbarschaft gehört, er zitterte für die Seinen und wäre gern in die nächste größere Ansiedlung gezogen, wenn die Ruhe der Jahreszeit und die weite Entfernung dies möglich gemacht hätte.

Eines Tages saß die Familie gerade bei ihrem bescheidenen Mittagbrot, als plötzlich vor dem Fenster Indianergestalten sichtbar wurden. Erschrocken sprang mein

die Tür und ein junger Indianer trat herein. „Schließen nicht!“ rief er mit freundlichem Lächeln in gebrochenem Spanisch, „wollen nichts Böses.“

Der Großvater erkannte auch, daß Verteidigung hier zwecklos sein würde, denn ein halbes Duzend mit Vallas und Lanzen bewaffnete stämmige Rothhäute folgte dem Jüngling auf dem Fuße. In jenem hatten die Ansiedler sofort ihren Pflegling von ehemals wiedererkannt; dieser Umstand und der sanfte Ton seiner Worte beruhigten sie einigermaßen.

„Was wollt Ihr?“ fragte mein Großvater.

„Nichts wollen — kommen mit uns,“ erwiderte freundlich der Indianerjüngling. „Tehuelchen wild und hungrig — brennen alles nieder — nehmen alles — kommen heute oder morgen hierher — hören nicht auf Antinahuac und seine Brüder. Baden alles ein — Kinder ein — helfen mit fortzuschaffen.“

„Wohin sollen wir gehen?“ fragte mein Großvater, der sofort begriff, was der Indianer wollte.

„Kommen zu Freunden — bleiben dort eine Woche, bleiben vier, bleiben acht Wochen, bis alles ruhig — bis Frühling kommt — dann fortziehen — nicht mehr bleiben hier!“

Auf weiteres Erkunden erfuhr nun mein Großvater, daß ein mit dem uns benachbarten Dorf verbündeter Stamm einen Zug gegen sein Gut und die übrigen umher zerstreuten Ansiedlungen beabsichtige. Auf die meines Großvaters war es zunächst abgesehen, und alle Bemühungen Antinahuacs und seines Vaters, des Häuptlings des Dorfes, hatten den ihnen an Zahl weit überlegenen feindlichen Stamm nicht zu bewegen vermocht, von dem Ueberfall abzusehen. Da waren sie, um ihre Wohltäter zu retten, auf dieses Mittel verfallen, und standen nun, wohl ein Duzend Mann stark, bereit, sie nebst ihrem wertvollsten Eigentum mit sicherem Geleit in ihr Dorf zu überführen.

In kurzer Zeit war alles auf den Wagen gepackt, Frau und Kinder mit, mein Großvater ritt nebenher — und fort ging es. Ein Zelt stand für die Familie bereit, der freundlichste Empfang ward ihr zuteil. Noch am selben Abend führte der Häuptling meinen Großvater vor das Zelt und zeigte ihm in weiter Ferne einen Feuerschein.

„Das sein deine Hacienda,“ sagte er bedeutsam. „Ziehst du sein tot — Kinder tot — Frau tot.“

Mein Großvater dankte ihm von Herzen. Er blieb mit den Seinen länger als zwei Monate bei den wackeren Leuten, bis wärmeres Wetter eintrat und er nach einer sicherer gelegenen Gegend überzusiedeln vermochte. Der dankbare Antinahuac begleitete die Abziehenden noch mehrere Stunden weit und reichte zum Abschied noch einmal allen freundlich die Hand.

Wieviel frisst ein Elefant?

Was der Elefant oder andere wilde Tiere in der Freiheit verzehren, läßt sich natürlich nur schwer feststellen. Dagegen kennen wir den Verbrauch der gefangenen Elefanten genau. In Bengalen erhält ein ausgewachsener Elefant täglich zu seinem Unterhalt 363 Pfund Grünfutter oder 218 Pfund getrocknetes Futter. Dieses Quantum erscheint uns ungeheuer, ist aber zur Stillung des wirklichen Nahrungsbedürfnisses des gewaltigen Tieres noch gänzlich unzureichend. Nach Mitteilungen des Gelehrten Sanderson bedarf ein großer Arbeitselefant täglich etwa 730 Pfund oder ungefähr ein Zehntel bis Zwölftel seines eigenen Gewichts an Grünfutter. Daß sich der Koloss in der Freiheit das ihm gebührende Quantum zu verschaffen weiß, das beweisen die Schilderungen von dem Schaden, den er den Reisplantagen verursacht. Verfügt er doch über eine vorzügliche Verdauungskraft, die ihn in den Stand setzt, Reste von mehr als Armstärke zu verschlingen. Ein Tiger verzehrt bei seiner Mahlzeit, wenn er nicht in seinem Schmaus gestört wird, im Freileben ungefähr 60 Pfund Fleisch, und für einen Löwen dürfen wir wohl ungefähr die gleiche Menge voraussetzen. In der Gefangenschaft wird der Löwe dagegen mit etwa 8 Pfund täglich satt und befindet sich dabei sehr wohl.